

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

artifiken Trick der Spiegelwände in öffentlichen Lokalen erinnert. Dort wird eine schier unglaubliche Länge des Raumes vorgetäuscht, bis man bereits nach mehreren Schritten vor einer undurchdringlichen Wand steht. Auch hier handelt es sich darum, Statisten, Chorpersonal, Dekorationsstücke u. dgl. dem Publikum in vervielfachter Menge erscheinen zu lassen. Wie ersichtlich, kommt auch hier wie beim System Garnier-Grobon der Schnürboden in Wegfall, an dessen Stelle Diehl über der vorderen Bühne eine Resonanzdecke angebracht haben will.

Die praktischen Bedürfnisse des modernen Theaterbetriebes drängen nicht nur zu Neubildungen, sondern auch zur Vereinigung bekannter Mittel untereinander. So

kam Hans Peisert-Berlin auf den Gedanken, die Träger, welche den Bühnenfußboden halten, zugleich als Lauffschienen für die Kulissenwagen zu benutzen. Letztere stehen nämlich häufig in mehreren nebeneinander angeordneten Bahnen so dicht zusammen, daß die Bewegung der Bühnenarbeiter stark beengt ist, daher auch oft die Unruhe im Bühnenhause. Nach dem System Peisert bleibt aber die Unterbühne frei. Auch eine bessere Abstützung des Bühnenpodiums ist hernach gewährleistet.

Wir ersehen aus diesen Darlegungen, wie die Technik immer mehr Stützpunkte für die Kunst schafft, und zweifellos darf man in dieser Hinsicht in Zukunft noch manche Überraschungen erwarten.

Friedrich Weber-Robine

Bücherschau

Wissenschaftliche Phantasien. Über Jules Verne und Edgar Poe führt der Weg zu Wildes Bildnis des Dorian Gray und zu so manchem Modernen, der seine gestaltende Phantasie an wissenschaftlichen Problemen entzündet und daraus aufregende und spannende Erzählungen aufbaut. Den hauptsächlichsten Anstoß zu dieser ganzen Gattung moderner Romane gab wohl der Roman Wildes, dessen geniale Idee von dem Bild, das seinem Urbild das Altern abnimmt, etwas packend faszinierendes hat. Ein anderes Problem regte Wells zu seinem drolligen und doch tiefsinnigen Buch „Der Unsichtbare“ an, das in Julius Hoffmanns Verlag in Stuttgart erschien. Wir möchten heute auf zwei

andere Neuerscheinungen hinweisen, die mit großem Geschick dieses dankbare Gebiet betreten. Das eine behandelt in außerordentlich spannender Weise das alte Problem von den Vampyrmenschen, die durch magische Kräfte den Mitmenschen ihre Lebenskraft entziehen um sich selbst ein längeres Leben zu ermöglichen. Es handelt sich bei diesem Buch von Cl. Farrère ¹⁾ gleich wie bei den andern darum, den phantastischen Vorgang in überzeugender Weise in der realen Umgebung der modernen Wirklichkeit abspielen zu lassen. In der Nähe von Toulon haben sich diese Vampyrmenschen niedergelassen, Großvater, Vater und Sohn, denen das Geheimnis von der Kraftentziehung und der Verlängerung

¹⁾ Claude Farrère. Das Geheimnis der Lebenden, Roman. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a/M., geb. Mf. 2. 50, geb. Mf. 3. 50.

der eigenen Lebensdauer von dem Abenteuerer St. Germain im 18. Jahrhundert überlassen worden ist. Ein junger französischer Rittmeister und seine Geliebte fallen ihnen zum Opfer. Das Buch hält tatsächlich von der ersten bis zur letzten Seite in atemraubender Spannung. Man belächelt das Unmögliche der ganzen Hypothese, und doch versteht der Verfasser mit faszinierender Gestaltungskraft die absurden Vorgänge in das Licht der Realität zu zwingen. Es ist ein künstlerischer Scherz aber mit solcher Kunst durchgeführt, daß man sich willig in den Bann des unheimlichen Buches einspinnen läßt.

Ähnliche Realisierungen wissenschaftlich scheinender Probleme nimmt Karl Goldmann²⁾ zum Vorwurf seiner glänzend geschriebenen Novellen, die er unter dem Titel der ersten „Das weiße Jungfräulein“ zusammenfaßt. Er möchte sie alle unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt, die absolute Herrschaft des Weibes über den Mann, zusammenbringen. Aber dieses Bestreben tritt zurück hinter dem Genuß, den jede einzelne Erzählung erzielt. Es sind lauter prachtvoll geschriebene Novellen, die sich mit Erfolg bemühen, neben der Spannung, die solchen Erfindungsgeschichten eignen, auch tiefere menschliche Probleme anzutönen. Man liest mit Vergnügen diese kleinen, aufs feinste ausgearbeiteten Geschichten in denen sich ein Meister der Form die Freude gönnt, sein Können an allen möglichen Stoffen zu erproben.

O, Frieda! Geschichten von Fritz Müller. Egon Fleischel & Co. Berlin. Je 3 Mk. — Die andere Hälfte. — Zweimal ein Bub.

Müller kann jeder heißen, sogar Fritz Müller können Tausende heißen. Und dabei ist dieser Name meines Wissens nicht einmal ein Pseudonym wie Dominik Müller, sondern der vom Vater ehrlich erworbene Name.

Fritz Müller — ist das vielleicht der, der neben mir auf der Schulbank saß? Denn mit wem hat nicht ein Fritz Müller auf der Schulbank gegessen. Aber nicht jedem würde man zutrauen solche famose Geschichten zu schreiben. Meinem Fritz Müller, den ich von einem oder zwei Studienjahren her in Erinnerung habe, würde ich es zutrauen, und so glaube ich fast, wenn ich einmal mit dem Verfasser der prächtigen Geschichten, die man neuerdings in vielen Zeitungen und Zeitschriften liest und stets mit herzlichem Vergnügen liest, zusammentreffen sollte, so könnten wir ein Wiedersehen feiern. Vielleicht auch nicht, es kann ebenso gut ein anderer aus den tausend Fritz Müller sein, der das geschrieben hat. Jedenfalls ist er auch als Fritz Müller einzig und persönlich genug um den unpersönlichsten Namen tragen zu dürfen. „Fröhliches und Nachdenkliches“ nennt er die Sammlung der kleinen Skizzen, mit denen Roda Roda neuerdings so großartig Schule macht. Neben Victor Auburtin, der mehr die lyrischen Saiten anschlägt, kennen wir keinen, der diese neuerdings herauspezialisierte Literaturgattung mit solcher Virtuosität beherrscht wie Fritz Müller. Mit feingeschliffenem Papier stellt er sich, „ein eleganter Fechter“, allem entgegen, was an unsrer Menschheit von Erdschwere und Kulturdünkel belastet ist. Wie not tun uns diese leichten Truppen im Kampf für die eingerostete Menschlichkeit! Denn diese Geschichtchen, so fein pointiert sie sind, sind mehr als Witze, sie haben ihren nachdenklichen Untergrund. Es sind nicht immer tiefgründige Weisheiten, aber die scharfgeschliffene Form verleiht ihnen stets ein neues, unerwartetes Licht. Unsere Leser sind dem Namen Fritz Müllers schon mehrfach in den „Alpen“ begegnet, sie werden gerne zu den Büchlein greifen, die ihnen eine famose Auswahl seiner Geschichten bieten.

²⁾ Das weiße Jungfräulein. Erzählungen von Karl Goldmann. Berlin. Egon Fleischel & Co. Preis 3 Mark.

Goethes Werke in Form und Text ihrer Erstausgaben, neu herausgegeben von R. G. Wendriner. Berlin. Morawe & Scheffelt 1913.

Wer im glücklichen Besitz einiger Erstausgaben von Goethe und seinen Zeitgenossen ist, der weiß, was es für ein Genuß ist, in diesen zierlichen Bändchen zu lesen. Nicht nur weil er weiß, daß jedes dieser Büchlein auf dem heutigen Bibliophilenmarkt mit Gold aufgewogen wird, sondern vor allem, weil es ein ganz anderes Hineinleben und Genießen des Inhalts ermöglicht, als dies die unbedingt notwendigen Gesamtausgaben tun, die heute zu dutzenden auf den Markt gebracht werden. Gewiß diese Gesamtausgaben, sogar die historisch kritischen sind ein absolutes Erfordernis, und wir möchten und könnten sie heute nicht mehr entbehren. Aber wie der Herausgeber dieser entzückenden Goethebändchen mit Recht betont, sie sind mehr Nachschlagewerke für den Gelehrten. Unser verfeinertes Kulturgefühl sträubt sich gegen die Vertiefung in solche umfängliche Bände, in denen das Heterogenste zusammengedruckt ist. So halten wir es für ein äußerst verdienstvolles und glückliches Unternehmen, Neudrucke der Goetheschen Erstausgaben zu veranstalten, die in Druck und Papier, in der ganzen äußeren und inneren Anordnung den nur noch dem reichen Bücherliebhaber zugänglichen Kostbarkeiten entspricht. Bis jetzt sind uns die Gedichte (in 2 Bänden 1815), Goetz von Berlichingen und die Wahlverwandtschaften zugekommen, und wir müssen offen gestehen, wir haben die Wahlverwandtschaften noch nie mit solchem Genuß gelesen, wie in diesen zierlichen zwei Bänden, die man in die Tasche steckt und auf die Eisenbahn und in den Wald mitnehmen kann. Wir freuen uns auf die weiteren Bände und möchten recht vielen anraten, eine Probe auf diese kleinen und außerordentlich billigen Bändchen zu machen.

Walthers von der Vogelweide. Essay und Übertragungen von Max Nußberger. Frauenfeld, Huber & Cie., 1913. 2 Fr.

Der Essay über Walthers, den die „Alpen“ in ihren letzten Nummern brachten, ist nunmehr in erweiterter Form als selbständiges Buch erschienen. Die Leser jener vorzüglichen Studie werden gern die Gelegenheit wahrnehmen, die gut lesbaren, von der landläufigen Schwere der Übersetzungen freien Übertragungen der schönsten Perlen Waltherscher Lyrik in dieser gefälligen Buchform sich anzueignen. Nußberger hat hier die Gedichte von dem einführenden biographischen Essay getrennt, was dem Büchlein entschieden zum Vorteil gereicht. Wir können uns keine empfehlenswertere Einführung in das Leben und Dichten dieses größten deutschen Lyrikers denken, als dieses schmudefe Bändchen, das sich bei sorgfältiger Ausstattung durch einen außerordentlich billigen Preis auszeichnet.

Literarischer Jahresbericht 1912. Herausgegeben vom Dürerbunde. München, Georg Callwey. 1 Mk.

Neben den Ratgebern und Katalogen gibt der Dürerbund auch den literarischen Jahresbericht heraus, der sich bemüht, eine möglichst vorurteilslose aber kritische Sichtung der Neuerscheinungen dem deutschen Leserpublikum zu geben. Es ist ein sehr wertvolles Orientierungsmittel, das jedem Bücherfreund von Nutzen sein kann. Daß darin dieselben Tendenzen verfolgt werden, wie im Kunstwart, ist selbstverständlich und für einen großen Teil auch unseres schweizerischen gebildeten Publikums die beste Empfehlung.

Hans Reinhart. Die seltene Schale. Lebensmärchen. Martin Mörikes Verlag. München.

Unsere Leser erinnern sich zweifellos noch der feinfühlenden, mit verträumten Augen

in die ferne Welt schreitenden Märchen, die im letzten Jahrgang der „Alpen“ erschienen sind. Ihr Verfasser hat sie nun mit einer Anzahl ähnlicher Phantasien zu einem hübschen, vornehm ausgestatteten Bändchen vereinigt. Sie bilden ein mehr oder weniger geschlossenes Lebensbekenntnis des jungen Dichters, der versucht, abstrakte Erkenntnis, blutlose Symbolik zu greifbarer Märchenwirklichkeit zu gestalten. Allen gemeinsam ist das tapfere Bekenntnis des nutzlosen Poetendaseins, des sinnenden Träumers, der seinen dornenvollen Weg durch die Lande der soliden Bürgerlichkeit gehen muß. Er will mit diesem Bändchen sich und seinesgleichen die Daseinsberechtigung und die Soseinsberechtigung erweisen. Und wir wollen sie freundlich aufnehmen, die durch ihre unbedingte Hingabe an den Dienst des Schönen ein edles Menschentum erstreben, das nicht von dieser Welt ist, oder uns Schönheit schenken möchten.

Schweizer Heereskunde von Oberst Karl Egli. Mit einer geschichtlichen Einleitung von Oberstleutnant M. Feldmann. Zürich, Schulthess & Co. 1912.

Ein praktisches Handbuch, das auf jedem schweizerischen Schreibtisch stehen müßte. Ein Nachschlagewerk, das allen, besonders jetzt nach der neuen Militärorganisation, von größtem Nutzen ist. Nach einer knapp gefaßten Geschichte des schweizerischen Heeres finden wir in übersichtlicher und klarer Darstellung alles Wissenswerte über die Wehrpflicht, die Organisation des Heeres, die Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung unserer Armee, über die Verwaltung, das Heer im aktiven Dienst und die Kosten, die uns das Militärwesen fordert. Ein gutes Register und eine hübsche, gefällige Ausstattung, die der Verlag dem Büchlein angeeignet ließ, machen es noch empfehlenswerter.

Mein Lieblingsdichter. Eine Auswahl aus den Eingängen des gleichnamigen Preisausschreibens. Zusammenge stellt von der Redaktion des Schweiz. Familien-Wochenblattes. Zürich 1913, Schweizer Druck- und Verlags haus.

Der Wert eines solchen an sich nicht gerade begrüßenswerten Unternehmens mag darin liegen, daß es den einen oder andern zur Lektüre der Werke unserer Autoren anregen kann. Es ist eine Sammlung von Kritiken, die aus dem Herzen heraus geschrieben sind, und das hat entschieden etwas Liebenswürdigen.

Buddha, epische Dichtung von J. B. Widmann. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung von F. Vetter. Bern, A. Francke 1912.

Wir haben schon wiederholt auf dieses wichtigste und persönlichste Frühwerk Widmanns hingewiesen, in dem zum erstenmal sich der Dichter mit der Weltordnung auseinandersetzt. Umso mehr freut es uns, diese Neuauflage des zu unrecht fast vergessenen Werkes in einem schmunen und wohlfeilen Gewande ankündigen zu können, mit der sich der Francksche Verlag warmen Dank und Anerkennung verdient hat. Wer Widmanns „Maikäferkomödie“ und den „Heiligen“ liebt, der muß zum tieferen Verständnis dieser wundervollen Dichtungen auch zu seinem „Buddha“ greifen.

B. Loesch

Klassiker u. a. Wir haben kurz auf einige an dieser Stelle bereits angezeigte und in ihren Anfängen gewürdigte verdienstvolle Veranstaltungen des jüngsten Büchermarktes zurückzukommen. Da ist in erster Linie die prächtige Gesamtausgabe Heinrich Heines, die Oskar Walzel unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Albert Leizmann u. a., für den Inselverlag besorgt. Vier neue Bände sind seit der Ankündigung erschienen: der zweite (mit den „Neuen Gedichten“, dem „Atta Troll“ und dem Wintermärchen, „Deutsch-

land“), der dritte (Romanzero, Gedichte 1853/1854, Nachlese.), der sechste (Französische Maler, Französische Zustände, Memorien des Herrn von Schnabelewopski, Florentinische Nächte) und der achte (Über die französische Bühne, Shakespeares Mädchen und Frauen, Ludwig Börne), alle vier in der bekannten gediegenen Ausstattung und reichlich mit Anmerkungen versehen, die dem Wissenschaftler wie dem Laien gleiche Dienste erweisen. — Um einen weitem Band ist auch die höchst originelle und instruktive Hebel-Ausgabe des Georg Müller'schen Verlages fortgeschritten. Der Einfall Paul Bornsteins, des wohlinformierten Herausgebers, die Werke, des Dithmarschen in streng chronologischer Anordnung sich folgen zu lassen, und zwar unter Einbeziehung der Tagebücher und Briefe, bewährt sich auch in dem nun vorliegenden zweiten Bande aufs Beste. Etwas bunt-schädig siehts ja aus, auf diesen Seiten. Gedichte und Erzählungen wechseln mit aus der Gesamtheit losgelösten Tagebuchblättern und vereinzelt Briefen. Doch liegt gerade in der Verschiedenheit der vereinten Materien und Gattungen ein Reiz, in der strengen Nebeneinanderstellung des zeitlich Zueinandergehörigen eine Intimität, wie sie keine der bekannten Hebelausgaben auch nur annähernd zu erreichen vermag. Man verfolgt nicht nur den Dichter in seinen manigfaltigen Stimmungen und Gesichten, man lebt und dichtet geradezu mit ihm. — Sehr gerne hätte man den chronologischen Gesichtspunkt auch bei einer andern großzügigen Veranstaltung des Georg Müller'schen Verlages vertreten gesehen: in der von Otto Buef geleiteten ersten deutschen Gesamtausgabe der Werke Nikolaus Gogols. Die Anordnung nach Gattung und Stoff mag bei einer Volksausgabe ja wohl am Platze sein, nicht aber hier, wo weder Ausstattung und Preis, noch der ganze wissenschaftliche Apparat auf die große

Masse berechnet sind. Der Gogolkenner wird immerhin durchaus auf seine Rechnung kommen, ebenso jeder, der nicht auf ein Gesamtbild des Dichters, des Menschen wie des Künstlers, in erster Linie Anspruch erhebt. Tut er das, so muß er sich die einzelnen Werke eben zuerst nach der Zeit ihrer Entstehung einordnen und dann erst mit der Lektüre beginnen . . . Wie dem auch sei: Ein Verdienst ist diese Gogol-Ausgabe in jedem Fall, zunächst, weil sie uns zum erstenmal den ganzen Gogol gibt, dann aber, weil sie ihn in einer getreuen und dennoch durchaus glatten und schönen Übersetzung gibt. Gegenwärtig liegen uns der 5. und 6. Band vor; jener enthält die dramatischen Arbeiten (mit höchst interessantem Anhang und Varianten zum „Revisor“), dieser die „Arabesken“, diverse Prosaschriften und das Fragment „Rom“. Die hervorragende Bedeutung des Russen Gogol für die russische, im Weiteren aber auch für die Weltliteratur ist längst erkannt. Ganz eindrucklich und klar wird sie uns indes erst bei der Lektüre dieser ersten deutschen Gesamt-Ausgabe. — Nicht in ihren einzelnen Gliedern, sondern als Ganzes betrachtet, muß auch die „Goldne Klassiker-Bibliothek“ des Deutschen Verlagshauses Bong & Co., als monumentale Veranstaltung bezeichnet werden. Hier wird mit Erfolg versucht, das Beste der deutschen Dichtung, vor allem die Klassiker und Romantiker, in gediegenen und dabei billigen Ausgaben der breiteren Masse des Volkes zugänglich zu machen. Goethe, Schiller, Herder, Lessing u. u. sind längst begehrte Einzelercheinungen der „Goldnen Klassiker-Bibliothek“. Daß ein Kleist und Hebel und Mörike ihr nicht fehlen, ist selbstverständlich. Doch auch die Stürmer und Dränger, sowie Hölderlin, Adalbert Stifter und Gutzkow sind in ihren Bänden einverleibt, und immer noch beweisen in kurzen Abständen einander folgende neue

„Klassiker“ das Streben des Verlages nach Vollständigkeit. So erschienen in den letzten Monaten die Werke Ernst Amadeus Hoffmanns, des Gogolschen Geistesverwandten, fünf von Georg Elinger herausgegebene und mit einem eingehenden Lebensbild und zahlreichen Einleitungen und Anmerkungen versehene Bände, die den Deutschen hoffentlich wieder einmal zu Gemüte führen werden, was die Franzosen, denen Hoffmann — neben Edgar Allan Poe, Heinrich Heine und Richard Wagner — ein Hauptlehrer gewesen ist, längst wissen: daß die deutsche Literatur nur wenige Erzähler seinesgleichen, keinen (außer Kleist vielleicht) von dieser Kraft der Phantasie besitzt; die Dichtungen der großen Droste-Hülshoff, zwei Bände, von Julius Schöningh herausgegeben und ausführlich eingeleitet: Gedichte, poetische und Prosa-Erzählungen (Die Judenbuche u. a.), Dramatisches und die Briefe; und — zu seinem hundertsten Geburtstag — die Werke Otto Ludwigs, auch sie in zwei Bänden und mit einem umfangreichen Lebensbild (Herausgeber: Arthur Eloesser). —

Nur noch ein Wort über eine Erscheinung, die zwar nicht ihrer Materie nach, doch als in ihren Anfängen gleichfalls von uns avisiert, hierhergehört. Die groß angelegte Illustrierte Sittengeschichte des Eduard Fuchs (bei Albert Langen, München) ist endlich komplett. Sie wird es durch den dritten Band, der auf 496 Seiten, 500 Textillustrationen und 63 Beilagen ein umfassendes Bild liefert von den sozialen und vorzüglich sexuellen Sitten und Zuständen des „Bürgerlichen Zeitalters“. Überaus wertvoll ist wiederum das höchst mannigfaltige Bildmaterial. Der Text versucht auch diesmal das Gesellschaftsleben auf wirtschaftliche Voraussetzungen zurückzuführen, die sexuellen Verhältnisse als von nationalökonomischen Faktoren bedingt zu zeichnen. Ein ge-

waltiges Stück Kulturgeschichte wird dabei aufgerollt, das uns umso mehr angeht, als es seine Fühler bis in unsere Tage hinab aussendet, welche letztere wiederum in den Bänden über die „Renaissance“ und „Die galante Zeit“ ihre sorgfältige Fundierung erhalten haben. Was er versprochen, hat Eduard Fuchs auch gehalten. Seine „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ ist ein Werk von bleibendem Wert, an dem kein Kulturhistoriker vorübergehen kann. —

Hanns Heinz Ewers: *Indien und ich*. IV. Auflage, 256 Seiten. Georg Müller, Verlag, München 1911.

„Ein paar Ausschnitte, ein paar rasche Bilder“ wollte der Dichter der „Fahrten durch die lateinische Welt“ in seinem neuen Buche geben, „die immerhin dazu angetan sein mochten, einen raschen Blick in das merkwürdige Wunderland tun zu lassen, das wir Indien nennen.“ Nicht danach trachtete sein Ehrgeiz, die ethnographischen, geographischen, religionsphilosophischen und kunsthistorischen Kenntnisse des Lesers zu bereichern, obwohl manches der von ihm gezeigten Bilder in keinem „Indienbuche“ zu finden, manch kleine Silhouette von ihm allein: „mit seinen Augen“ gesehen ist. Und ebenso wenig gedachte er darin etwas von jenen Träumen vorzuführen, „die kein anderer vor ihm je zu träumen wagte.“ Sie würden, meinte er in seinem mit burschikosem Humor gewürzten Vorwort, das allen denjenigen besonders ans Herz gelegt sein mag, die da glauben, die ökonomische Lage der Künstler und Schriftsteller hätte in unserer Zeit eine Besserung erfahren, seine Verehrer und Freunde in einem späteren Werke vielleicht finden, „in irgend einem höchst absurden Roman, irgend einer wilden, allzu seltsamen Geschichte, die gute Bürger nicht lesen werden, weil sie ihnen die wohlverdiente Nachtruhe rauben würden“ . . .

Allein — „seht: niemand kann aus seiner Haut heraus“. Auch ein Ewers nicht, und er vielleicht erst recht nicht. Bei aller Trockenheit und Dürre mancher Kapitel, aller Feilbetonglätte diverser Schilderungen — so schreibt kein anderer. Kein anderer ergeht sich in diesen Häufungen, diesen wie ein roter Faden sich durch das Ganze ziehenden Wiederholungen eines charakteristischen Bildes, einer typischen Idee. Wer läse ein Kapitel wie das von „Kaiser Akbars Stadt“ und dächte dabei nicht an den „Edgar Allan Poe“, des Dichters mit seinen seltsamen Stimmungen und Träumen! So wie ihm, fehlt es aber auch den meisten andern Schilderungen nie an Elementen spezifisch Ewers'scher Dichtung: weder den eindrucksmächtigen Stimmungsbildern von den landschaftlichen und künstlerischen Schönheiten dieses einzigartigen Wunderlandes, in dem „das ganz Unwahrscheinliche natürlich“ ist, „das Allerundenkbarste handgreiflich“ wird, „die wildesten Phantasien Wirklichkeiten sind“, noch in den satirischen, drastisch-komischen Abschnitten von der Art des „Lustigen Musikanten“, des „Landes der Zeugnisse“, der „Lebenden Visitenkarten“ u. a. m., worin der überlegene Humor des Dichters in ergötzlicher Weise zu Tage tritt . . .

Was diesen bewog, seinem Buche den etwas ambitiösen Titel „Indien und ich“ zu geben, wissen wir nicht. Das vermochte uns auch die sorgfältigste Lektüre des trefflich ausgestatteten, von Ina Ewers-Wunderwald mit einem ebenso originellen, wie dekorativen Titelblatte versehenen Werkes nicht zu offenbaren. Warum nicht bloß „Indien“ und darunter, zu näherem Aufschluß, das Wort „Reiseimpressionen“? Aus solchen setzt sich die Schrift doch zusammen, das freich in einer Weise, die nichts dazu beiträgt, den Ursprung der voneinander unabhängig als Zeitungsartikel und Vortrag entstandenen, in Anlage

und Stil und Temperament so verschiedenen Skizzen zu verwischen. So bildet das Buch ein recht lockeres, nur durch die Materie und das diese illustrierende halbe Hundert Abbildungen — die Lichtbilder des Vortrages, den der Verfasser nach seiner Rückkehr aus Indien in einer ganzen Reihe deutscher Städte hielt? — zusammengehalten und — allenfalls noch durch den in kontrastreichen Stimmungen sich ergebenden Geist dieses träumerisch veranlagten Dichters der Symbole und der Mystik und begabten Nachkommen der Poe, Baudelaire, Verlaine und Hoffmann, von denen er in seiner „Poe“-Monographie seinen künstlerischen Stammbaum ableitet . . .

Dr. S. Markus

Jakob Schaffner: „Der Bote Gottes.“ (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Wenn man die wenigen Dichter nennt, welche eine Hoffnung unserer armen Zeit sind, so wird man den Namen Schaffner nicht vergessen dürfen. Er hat schon vor Jahren in seiner „Erlöserin“ eine Gestalt geschaffen, die man aus seinem Gedächtnis nicht vertreiben kann. Eine Lebensfülle, eine Erden schwere wie Hauptmanns Hanne Schaal. Bisweilen freilich wuchs sich auch schon in seinen früheren Werken die Kleinkunst, die Milieuschilderung zur Hauptsache aus. Bei seinem neuen Roman kann man kaum noch von einem Helden sprechen. Ruodi Bürgler, der unwissende Schweizer Schulmeister, ist nur der rote Faden, der die einzelnen Episoden des Buches verbindet. Vor uns rollt sich der große Hintergrund des dreißigjährigen Krieges auf, nur über verwüstete Dörfer, verbrannte Hütten, unfruchtbare Felder gleitet unser Blick. Mit fester Hand ist dieses kulturhistorische Gemälde entworfen, wir erleben das grenzenlose Elend des deutschen Landes, die Not der wenigen Menschen, welche übrig geblieben waren. Und in dieses Milieu hinein dichtet Schaffner eine länd-

liche Robinsonade, er führt seinen Boten Gottes in das verwüstete Dorf Wullenhausen, in dem nur ein Bauernhof stehen geblieben ist, der den Sammelort aller verlassenen Kinder, Hunde und Katzen des Ortes bildet. Und hier schafft Ruodi Bürgler mit Hilfe von Männern und Frauen, die er irgendwo aufgelesen hat, ein neues Leben. Was aber letztlich in diesem Buche so verstimmt ist, daß man unter all diesen Fremden keinen normalen Menschen antrifft. Verdreht sind sie alle, die Diebe und die Rittermädchen, die Landstreicherin und das Schusterhepaar, die Bauerntölpel und der Alchimist nebst Gattin, Vater und Schwiegervater. Man bewundert die hohe Kunst dieses breit angelegten Werkes, aber man wird nicht warm beim Lesen. Wir sehen Karikaturen, aber erleben keine Schicksale. Und unser Herz schlägt nur schneller, wenn wir des bis in den Tod getreuen, einäugigen und schwanzlosen Hundes Stummel gedenken. Wndr.

Heinrich Federer, Sisto e Sesto. Eine Erzählung aus den Abruzzern. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn 1913.

Felix Peretti, der Kleriker, und Sixtus Peretti, der Banditenhüuptling in den Abruzzern, waren Brüder, verloren sich aber aus den Augen. Felix wurde Papst Sixtus V. und ließ alle Banditen aufhängen. Sixtus, oder Sesto in der Landessprache, und sein Sohn Poz'do kamen auch an die Reihe, Sesto aber enthüllte seine Verwandtschaft, und der Papst hatte zu entscheiden zwischen Fanatismus und Menschlichkeit; er wählte das letztere. Der Mensch siegte über den Papst in Sixtus V. Diese herrliche Schuld knickte ihm das Leben. — Davon handelt

eine neue kürzere Novelle Heinrich Federers, die sich wieder durch Plastik und Großzügigkeit in der Linienführung auszeichnet. Die Motive, die Einfälle Federers, sind ebenso einfach als packend. Wie prächtig ist der Parallelismus zwischen dem Richter Seli auf dem Bodengemälde und dem zwiespältigen, mit sich ringenden Papst; wie einfältig wirkungsvoll das Wiedersehen Sistos und Sestos, um nur zwei statt Duzenden von Beispielen anzuführen. Ueberaus scharfsantig, elementar wuchtig sind die Charaktere gezeichnet: Sisto, dessen Stimme wie ein grollendes Gewitter tönt, selbst dann noch, wenn er flüstert; Sesto und sein Sohn und die Banditen mit ihrem Dualismus von Brigantentum und kindlicher Frömmigkeit. Federer ist ein glücklicher Erfinder, phantasievoll, formengewaltig. Diese Erzählung darf sich neben der besten schweizerischen Epik sehen lassen. Das 115 Seiten zählende Bändchen, geschmackvoll in Leinen gebunden — in der Serie der Taschenbücherei deutscher Dichter erschienen — ist wirklich die Mark wert, die es kostet! Eg. Gg.

Volkstümliche Weihnachtslieder zur Laute oder zur Gitarre für eine oder zwei Stimmen gesetzt von Heinrich Scheuer. Verlag von Friedr. Hofmeister, Leipzig. Mk. 2.

Das vornehm ausgestattete Heft wird in allen Familien und Schulen willkommen sein wo der schlichte Volksgefang heimisch ist. Es enthält neben den allbekannten Weihnachtsliedern auch einige interessante Weihnachtslieder aus oberbayrischen Krippenspielen, denen es auch Eingang verschaffen möchte in das Volk. Eine knapp gefasste Einleitung orientiert über die Herkunft der einzelnen Lieder.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid**. Schriftleitung: Dr. **Hans Bloesch**, Bümpliz bei Bern, an dessen Adresse alle Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau** in Bern.